



(2)

## Die verhegte Stadt.

Eine heitere Spitzdubengeschichte von  
Karl Ettlinger.

Copyright by Georg Müller  
Verlag A.-G. München.

Der Bürgermeister war außer sich. Wenn dieser Diebstahl bekannt wurde, — welche Schande für Bredendorf! Wie würde der Ruf des Kurorts leiden! Mit welchem Hohn, welcher Schadenfreude würden alle Konkurrenzbäder den Fall aufgreifen und breitreten! Hatte nicht erst neulich der schäbige Kurarzt des benachbarten Badeorts Stimmelsdorf in einem Zeitungsartikel behauptet, der Stickstoffgehalt der Bredendorfer Luft habe sich um 0.07 Prozent vermindert?

Sogar diplomatische Verwicklungen mit Indien konnten entstehen.

Das Hemd des Bürgermeisters glückte an Feuchtigkeit einem Priesnitschen Wickel. Das war ja beinahe noch schlimmer als eine Tigerjagd. Mit gemessenem Erstaunen sah der Maharadscha die Verzweiflung des Gewaltigen. „Weshalb regt sich mein weißer Freund so auf?“ sprach er in seiner kühlen Art, die niemals eine innere Erregung ertönen ließ. „Wir in Indien haben eine sehr einfache Art, Diebe zu entlarven.“

„Hohheit werden mich durch jeden Wind glücklich machen . . .“ stotterte der Bürgermeister und dienerte, als ob er mit der Nase ein Loch in den Teppich stoßen wollte. „Hohheit können überzeugen sein, daß wir alle die Weisheit Indiens zu schätzen wissen. Alles wird geschehen, was Hohheit befehlen!“

Der Maharadscha maß ihn einen Augenblick mit seinen braunen Augen. Feierlich hob er den rechten Arm und sprach: „Man lasse das gesamte Hotelpersonal so lange mit eisernen Ketten peitschen, bis sich der Dieb meldet! So mache ich es in meiner sonnigen Heimat.“

Der Zylinder entrollte den zitternden Händen des Bürgermeisters. Er wünschte dem Maharadscha in dieser Minute familiäre Drillschlangen des Ostens an den Hals.

Aber der Fall löste sich erfreulicher, als er hoffen konnte. Sei es, daß der Maharadscha Mitleid mit ihm hatte, sei es, daß bei seinen Reichümern eine Perlenkette keine Rolle spielte, — der Fürst verzichtete auf die weitere Verfolgung des Falles, und die Angelegenheit drang nicht in die Ohren der Öffentlichkeit, deren Ohren an Größe bekanntlich nur noch von ihrem Mundwerk übertroffen werden.

Zeit diesem Tage galt der Maharadscha dem Bürgermeister als Inbegriff aller Fürstentugenden. Er bedauerte jeden Morgen von neuem, nicht in Indien auf die Welt gekommen zu sein, und er befahl dem Kapellmeister des Kurorchesters, jedesmal beim Annähern des hohen Gastes die indische Nationalhymne anzustimmen.

Der Kapellmeister, der dieses Tonstück in keinem deutschen Musikverlag aufreiben konnte, komponierte alsbald eine indische Nationalhymne, und seitdem hat Bredendorf seinen eigenen Maharadscha-Marsch, in dem sehr viel große Trommel und Triangel vorkommt, und dem niemand mehr anmerkt, daß er ursprünglich aus dem „Kienzi“ stammte.

Und nun war zum drittenmal der Besuch des Maharadscha in Bredendorf angekündigt.

Das erste Stockwerk des Palast-Hotels war für ihn belegt, ein Teil seines Gefolges war bereits vor zwei Tagen eingetroffen, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen und für den entsprechenden Vorrat an Kognak zu sorgen. Der Begrüßungsartikel im „Tageblatt“ war fertig gesetzt und harnte des Augenblicks, da er in die Druckpresse wandern dürfe, der Lokalschriftleiter träumte schon von dem gelben Papageiorden am grünen Strumpfband oder einer anderen indischen Auszeichnung für rein geleistete Zeilenschindererei, der weibliche Teil der Kurgäste hatte bereits Kursummen für Indulgenzen ausgegeben, der Kapellmeister des Kurorchesters hatte schnell noch eine zweite Posaumentimme in seine indische Nationalhymne hineingeschrieben, — alles war zum Empfang bereit.

Auf dem abgesperrten Bahnsteig stand der Bürgermeister mit den Abgeordneten der Rechtsparteien, alle in so tadellosen Fräcken, wie man sie sonst nur auf dem Stiftungsfest einer Kellnervereinigung zu sehen bekommt; er las schnell noch einmal seine Begrüßungsrede durch, deren Manuskript er im Zylinderboden verborgen hatte.

Im Wartesaal hatte die Kurfahle Platz genommen, und der Dirigent flüsterte zum zehnten Male: „Also zuerst ein Tusch, und dann die Symme! Meyer, den Triller auf dem Des recht zart! Recht indisch! Denken Sie dabei an einen Harem!“

Ob Seiner Hoheit dieser förmliche Empfang sonderlich behagen würde?

Ach, wer in der Seele eines indischen Fürsten zu lesen vermöchte!

Daß er keinen Extrazug benötigte, sondern sich nur einen Wagen erster Klasse zu reservieren pflegte, wies eigentlich auf jene vornehme Schlichtheit hin, die man bei Fürstlichkeiten häufiger antrifft als bei Kommerzienräten.

„. . . Und so begrüße ich denn Eure Hoheit im Namen der ganzen Stadt Bredendorf mit tiefgefühltester Verehrung und mit dankbarstem Herzen“, memorierte der Bürgermeister an seiner Rede, als plötzlich ein Lokomotivpfeiff tönte und der Zug sichtbar ward.

Und ehe noch das Ehrenkomitee auf dem Bahnsteig sich militärisch ausrichtete und die Dame mit dem Blumenstrauß ein eisernes Lächeln auf ihre Lippen schminke zaubern konnte, dampfte der Zug in die Halle.

Ein unterfester, gut genährter Herr, aus dessen bärtigem Gesicht die dicke Stumpfnase hervorleuchtete wie eine Glühlampe aus einer Tennengirlaube, sprang aus dem noch fahrenden Zug, fröhlich eine altmodische, gestrickte Reisetasche schwingend, und sah sich verblüfft um.

„Hallo, Boys!“ brüllte er mit Bärenstimme. „Was ist denn hier los? Große Zylinderversammlung? Ehrt mich! Scheint ja ein verflucht fideles Nest geworden zu sein, die alte Stickstoffplantage!“

Entsetzt eilte der Bürgermeister auf den geräuschvollen Fremden zu, der den ganzen Empfang zu stören drohte, und flüsterte auf ihn ein: „Treten Sie zur Seite, mein Herr, . . . wir erwarten Seine Hoheit, den . . .“

„Quatsch, Hohheit!“ stieß ihn der Dickschädel beiseite. „Bin in meinen Augen ebenso hoch, wie die höchste Hohheit! Komme aus dem freien Lande Amerika und habe kein Verstehtemich für Eure Bauchtänze! Na, werdet mich schon noch näher kennenlernen, Kinder. Bin nämlich hier erblicher Häuserbesitzer! Eduard Bohnkraut, — kannt die den Namen merken, altes Frackhünd!“

„Am Gottes willen, der Maharadscha kann jeden Augenblick aussteigen . . . Ich bin

der Bürgermeister . . . Ich bin verantwortlich . . .

Eduard Bohnkraut begann eine Art Wonne-Twofel zu tanzen.

„Maharadscha!“ wieherte er. „Dachte, die gibt's bloß im Kino! Was man nicht alles auf seine alten Tage zu begucken kriegt! — Na, dann singt mal schön „God save the Maharadscha“, oder was ihr euch sonst einstudiert habt! Will nicht stören. Schönen Gruß an den Indianerhäuptling! Von Eduard Bohnkraut! — Good by!“

Und übermütig seine vorintuslische Reisetasche jonglierend, drängte sich der unangenehme Mensch durch das Komitee, stieß die Ehrenjungfrau beiseite und verschwand lärmend im Ausgang.

Im selben Augenblick entstieg der hohe Gast dem Salonwagen, schritt feierlich durch das spalierbildende Gefolge und blieb vor dem Bürgermeister stehen, der sich nun endlich seine Begrüßungsrede von der Seele wälzen konnte. Die Kurlapelle stimmte im richtigen Augenblick den Tusch an, die Dame überreichte ihren Blumenstrauß mit einem Föhnitz, der einen Radius von etwa zwei Metern aufwies, die indische Hymne erbrauste, Mayer blies den Triller auf dem Des wie eine Nachtigall, und der Maharadscha gab durch ein leichtes Nicken des Kopfes zu erkennen,

daß er an dem Empfang nichts wesentliches auszusprechen hatte.

Es war doch recht günstig, daß der Kapellmeister noch eine zweite Besonnenstimme komponiert hatte, sonst hätte der Streit, den Eduard Bohnkraut inzwischen in der Gepäckaussgabe begonnen hatte, das edle Musikstück überdönt.

„Wünsche den Koffer in meine Villa, Höhenstraße 74!“ brüllte Eduard Bohnkraut, denn eine andere Tonstärke schien er nicht zu kennen. „Scheinen ja in meiner Heimatstadt nette Zustände eingegriffen zu sein! Bitte mir denselben Prozentsatz Respekt aus, wie eure Stichtoffels von Kurgästen! Verstanden?“

Damit warf er dem Beamten seinen Gepäckschein hin, schob sich vor das Portal des Bahnhofes, steckte zwei Finger in den Mund, piff gellend einer Droschke und befahl: „Höhenstraße 74, Villa Sonnenstrahl! Dopp, hopp, könnten schon dort sein!“

II.

„So einen verrückten Kerl hab' ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen!“ knurrte der Kutscher vor sich hin, während er mühsam sein Vehikel durch die wartende Menge steuerte. „Ein bißchen verrückt sind ja unsere Kurgäste all, — dafür sind's Kurgäste. Aber da hab' ich, scheint's, den Oberhanswürst erwischt.“

Eduard Bohnkraut lehnte hoheitsvoll in der offenen Droschke und grüßte herablassend die Kurgäste, die sich vor dem Bahnhof und in der Hauptallee drängten, um dem Maharadscha und ihrer Neugier zu huldigen.

Zwischendurch brüllte Eduard ein paar mal: „Hurra! Three cheers for the Maharadscha of Bresendorf!“ und schwenkte seinen alten Filzhut, der dabei eine kleine Staubwolke auspustete.

Wer nach dem bisherigen Auftreten Bohnkrauts den kleinen dicken Mann, der in wenigen Wochen seinen fünfzigsten Geburtstag zu feiern gedachte, für einen Flegel und streisüchtigen Krakehler gehalten hätte, hätte ihm bitter Unrecht getan. Eduard zählte zu den gutnütigen Polterern, die ihre Rührung hinter Lärmen zu verbergen suchten, und die einen polizeilichen Strafbefehl wegen Ruhestörung noch immer für ein kleineres Uebel halten als eine öffentlich zerquetschte Träne. Und gerührt war Bohnkraut.

Er fühlte es an dem seltsamen Juden in der Magenregion und an dem Juden rechts und links der Nasenwurzel. Er merkte es ferner daran, daß unwillkürlich seine rechte Hand in die Hosentasche untergetaucht war und dort das buntkarrierte, keineswegs frischgewaschene Taschentuch nervös zerfüllte, um der Versuchung zu widerstehen, es an die Augen zu führen.

(Fortsetzung folgt.)

Die armen Leute.

Es ist ein Käfig, der heißt Pflicht,  
In dem das stärkste Herz zerbricht,  
In dem die Träume sich versangen  
An seinen kalten Eisenstangen,  
In dem die Wanderwünsche beben  
Und langsam fallen und verschweben,  
In dem die Liebe selbst erfriert  
Und jag ihr Flügelpaar verliert,  
In dem die Jugend schnell verdirbt,  
In dem die Schönheit lästernd stirbt,  
Die Frauen welken und die Kinder weinen  
An den verdamnten kalten Steinen.  
Ein jeder Morgen, jeder Tag,  
Der noch so flammend kommen mag,  
Der noch so purpurn anferstet,  
Die graue Arbeitsmühle dreht.  
Wenn auch dein Arm die Kette zerrt,  
Umsonst, du bleibst doch eingesperrt.  
Dein Leben lang, was Leben heißt,  
Bis dann der Tod die Kette reißt.

Max Barthel.

Mascha.

Von J. S. Turgenjew (1818—83).

Als ich in Petersburg lebte, pflegte ich, so oft sich mir dazu eine Gelegenheit bot, einen Schlitten zu nehmen, wobei ich mich mit dem Kutscher immer in ein Gespräch einließ.

Ganz besonders liebte ich es, mich mit den Nachkutschern zu unterhalten. Es waren dies durchweg arme Leute, welche mit ihren zerlittenen Schlitten und Schindmähren aus den Vororten in die Residenz kamen in der Hoffnung, sich dort ihre Nahrung zu verdienen, vielleicht sogar auch noch das Futter für ihre Tiere herauszuschlagen.

Einmal fuhr ich wieder mit einem solchen Kutscher. Es war ein Bursche von zwanzig Jahren, schön und kräftig gewachsen, mit blauen Augen und roten Wangen. Sein hellblondes, gekraustes Haar schaute unter der fast bis über die Augen herabgezogenen Mütze hervor.

Und doch drückte das schöne, bartlose Gesicht des Kutschers Kummer und Traurigkeit aus.

Ich kam mit ihm ins Gespräch. Und auch seine Stimme klang traurig und betrübt.

„Was fehlt dir, Brüderchen?“ fragte ich ihn. „Darum blickst du so traurig drein? Hast du irgendwelchen Kummer?“

Der Kutscher antwortete nicht sogleich.

„Ja, Herr, ja,“ sprach er endlich. „Und zwar einen Kummer, wie er nicht schlimmer sein kann. Meine Frau ist gestorben.“

„Und du hast deine Frau sehr lieb gehabt?“

„Ja wohl! Ich habe sie sehr lieb gehabt. Es sind schon acht Monate her . . . und ich kann sie nicht vergessen. Das Herz tut mir weh . . . ja, nun! Und wozu mußte sie sterben? Sie war jung, gesund. Die Pest . . . an einem einzigen Tage . . .“

„Und war sie gut zu dir?“

„Ach, Herr!“ erwiderte der Aermste, tief aufseufzend, „wie gut habe ich mit ihr geliebt! Und sie starb, während ich fort war. Und als ich es hier erfuhr, war sie auch schon beerdigt. Ich begab mich sofort ins Dorf und eilte nach Hause. Es war Mitternacht, als ich ankam. Ich trete ins Haus und rufe leise, ganz leise: „Mascha! Mascha!“ Nichts rührte sich . . . Da setzte ich mich auf den Fußboden und weinte bitterlich. „Du unersättliche Erde,“ sagte ich, „du hast sie verschlungen . . . friß auch mich! Ach, Mascha!“

„Mascha!“ fügte er dann plötzlich mit leiserer Stimme hinzu. Und ohne die Beinenzüge aus den Händen zu lassen, wischte er sich mit dem Ärmel eine Träne aus dem Auge,

schüttelte sich ab, zuckte die Achseln — und sprach weiter kein Wort.

Als ich aus dem Schlitten stieg, gab ich ihm ein Trinkgeld. Er verneigte sich tief, griff mit beiden Händen an die Mütze und entfernte sich, im Schritt fahrend, auf der öden, vom Nebel des Januarfrostes eingehüllten Straße. Deutsch von Grete Neufeld.

Japan, das Erdbebenland.

Von Arnold Köllner.

Das Land der aufgehenden Sonne kommt nicht zur Ruhe. Seit dem furchtbaren Erdbeben, das am 1. September 1923 Tokio und Yokohama heimgesucht hat, sind in geringen Zwischenräumen immer wieder Erderschütterungen in Japan vorgekommen, und niemand vermag zu sagen, ob nach der Zerstörung der Städte Toyoka und Kinosaki nicht bald wieder an anderer Stelle des schwer heimgesuchten Landes die unterirdischen Gewalten neues Unheil über das vielgeprüfte Land bringen werden. Hat doch der Boden Japans seit den frühesten Tagen seine Bewohner immer wieder mit graufigen Schrecknissen überrascht. Alle drei bis fünf Jahre hat das Inselreich ein größeres Erdbeben zu bestehen, und die Hauptstadt Tokio scheint, so weit sich aus der Erdbebengeschichte des Landes ergibt, die sich über anderthalb Jahrtausende erstreckt, in durchschnittlichen Abständen von 50 bis 60 Jahren immer von einem ganz großen Beben verwüstet zu werden. So war das vorletzte große Erdbeben in Tokio am 11. November 1855; es sollen damals mindestens 100.000 Menschen ums Leben gekommen, 14.000 Häuser eingestürzt und in Flammen aufgegangen sein. Eigenartig ist der Umstand, daß in der warmen Jahreszeit, von Mai bis Oktober, viel mehr Beben als im Winter vorkommen: vielleicht ist das nur ein Zufall, denn wissenschaftlich begründen läßt sich diese Erscheinung nicht. Jedenfalls ist Japan reicher als irgendein anderes Land der Erde an

Erschütterungen des Bodens, und so kommt es, daß leichtere Erdstöße bei der Bevölkerung keine nennenswerte Unruhe hervorrufen. In Tokio wird durchschnittlich alle vier Tage ein Beben verspürt, das durch die leichte Bauart der Häuser auch meist keinen Schaden anzurichten vermag. Schweres Mobiliar, das in Schwingungen versetzt werden und die Bewohner gefährden könnte, kennt man im typischen japanischen Wohnhaus überhaupt nicht; für die mächtigen Schränke und riesigen Büfets des Abendlandes würde das japanische Haus auch gar nicht stabil genug sein, ganz abgesehen davon, daß solche Möbelstücke in den kleinen Räumen gar nicht Platz fänden. Dafür werden die aus Bambus und Papier konstruierten leichten Häuschen um so leichter ein Raub der Flammen, sobald ein starker Erdstoß die Bauten aus ihrem Gleichgewicht und zum Einsturz bringt, wobei auch die Feuerstätten umgeworfen werden und so im Nu die Trümmer in Flammen setzen.

Weshalb gerade Japan so schwer und so häufig von Erdbeben heimgesucht wird, das zeigt ohne weiteres ein Blick auf die Karte des Landes und der angrenzenden Meeresgebiete. Dieses Inselreich bildet eine der am reichsten gegliederten und zerklüfteten Gegenden des ganzen Erdballs. Wenn das ostasiatische Kaiserreich auch vorwiegend von vier großen Inseln gebildet wird, von denen die Hauptinsel Hondu sich gleich der schmalen zunehmenden Mondstichel über nicht weniger als acht Breitengrade — vom 34. bis zum 42. Grad nördlicher Breite — erstreckt, so bildet der gesamte japanische Archipel doch ein Gewirr von nicht weniger als 3850 großen und kleinen Inseln, unter denen viele nicht mehr als Klippen sind, die sich über die Meeresoberfläche hinaus erstrecken und unbewohnt sind. Von Süden nach Norden erstreckt sich dieses Inselreich über insgesamt dreißig Breitengrade, hat also eine Ausdehnung in der Längsrichtung von Norden nach Süden so weit wie von Berlin bis zum Wendekreis des Krebses. Mächtige Gebirgszüge, die meist der Hauptrichtung der Inseln von Südwest nach Nordost folgen, erheben sich bis zu mehr als 3500 Meter Höhe und haben stellenweise großartigsten alpinen Charakter. Dagegen senkt sich östlich von Japan der Stille Ozean in einer gewaltigen Rinne bis zu den größten Meerestiefen, die es überhaupt auf der Erde gibt, und die bis mehr als 8000 Meter in die Tiefe reichen, so daß innerhalb eines verhältnismäßig eng benachbarten Teiles unseres Planeten Höhenunterschiede bis zu 12.000 Meter vorkommen. Das ist zwar, am Durchmesser der Erdkugel von mehr als 12.600 Kilometer gemessen, nicht mehr als eine unbedeutende Einkerbung; aber das ungeheure Gewicht der Schichten über und zur Seite dieses Bruchs der festen Erdkruste ist in seiner Druckwirkung so gewaltig, daß in diesem Bereiche eher als anderwärts Lageveränderungen vorkommen müssen, die letzten Endes eine Folge des fortwährenden Erkaltungs- und Schrumpfungsprozesses innerhalb der Erdkruste sind. Abgesehen von den großen Höhenunterschieden zwischen den japanischen Gebirgsketten und der großen Meeressenke an der Ostküste des Inselreiches erstreckt sich über die Hauptinsel Hondu noch ein gewaltiger Grabenbruch, der von Nordwesten nach Südosten zieht und von der Inselnabucht am Japanischen Meer bis Shimoda südwestlich von Tokio am Stillen Ozean reicht, und aus dem sich eine Reihe großer Vulkane erhebt. Aus diesem Graben steigt auch der Fujiyama, der heilige Berg der Japaner, empor, selbst ein gewaltiger Vulkankegel, der aber seit langem zur Ruhe gekommen ist, im Gegensatz zu zahlreichen anderen japanischen

Vulkanen, von denen noch mehr als zwanzig tätig sind, wie z. B. der Asamajama, der Schiranehama und der Bandaisan, allein im mittleren Hondu, die wiederholt in historischer Zeit durch fürchtbare Eruptionen Schrecken über das Land gebracht haben.

Wie durch die Schrumpfung und Faltung der Erdkruste Spalten, Fugen und ganze Gräben entstehen, so erfolgen durch diese tektonischen Vorgänge auch plötzliche Änderungen der Gleichgewichtslage der riesigen Schollen, aus denen die Erdoberfläche aufgebaut ist. Die Folge ist ein Erdbeben, bei dem die in Bewegung geratene Scholle nur selten wieder in ihre endgültige Gleichgewichtslage gelangen wird; es werden zahlreiche weitere Brüche erforderlich sein, die zum Teil gewiß nur unbedeutende Veränderungen in der Lage der unterirdischen Schichten hervorrufen werden. Solche Brüche erzeugen auch nur geringe Erschütterungen in der Erdoberfläche, eben jene leichten Beben, die in den klassischen Erdbebenländern wie Japan so häufig sind. Es ist sogar wahrscheinlich, daß sich durch die Gesamtheit dieser kleinen Beben die unterirdischen Spannungen auslösen, so daß die Gleichgewichtslage wieder hergestellt wird, ohne daß eine große, an der Oberfläche katastrophal wirkende Umlagerung erfolgt. Man nimmt deshalb an, daß um so weniger ein großes Erdbeben zu befürchten ist, je häufiger die kleinen Erschütterungen aufeinanderfolgen, und daß gerade deren Ausbleiben während längerer Zeit insofern ein bedrohliches Anzeichen ist, als man dann früher oder später einen gefährlichen Bruch mit zerstörenden Folgen zu erwarten hat. Aber in Japan kreuzen die verschiedenartigsten tektonischen Erscheinungen einander, und es wird sich auf diesem ewig unruhigen Boden niemals sagen lassen, wann eine für die Menschheit verderbliche Umlagerung innerhalb der Erdkruste bevorsteht.

### Versiegelte Lippen.

Es gibt noch Neues unter der Sonne! Ben Akiba hat unrecht. Und eine Frau hat dies Neue erfunden — ich bin maßlos stolz auf mein Geschlecht! Dies verdanke ich Frau Brieger, Aufsichtsdame in der Bonbonfabrik Bröderna-Kanold in Berlin. Diese Perle hatte darauf zu achten, daß die ihr unterstellten Arbeiterinnen beim Bonbonwickeln (im Afford notabene!) nicht sprachen. Die Firma Bröderna-Kanold glaubt nicht mit Schiller: „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fliehet die Arbeit munter fort.“

Die Mädels wagen aber zwar nicht offene Auflehnung, wagen nicht zu protestieren, weil sie zwar die Pflichten ihrer Finger, aber doch nicht ihr ganzes Ich verkauft haben, dennoch, begehrlieh und anspruchsvoll, wie die Arbeiterin heute ist, sündigen sie insgeheim. Unerhört, daß sie sich nicht restlos glücklich dabei fühlen, ihr Leben mit Bonbonwickeln ausfüllen zu dürfen, wo es doch sogar — Sahnenbonbons sind!

Sie riskieren also heimlich ein paar Worte zur Nachbarin, werden ertappt, denn die Aufsichtsdame nimmt es ernst mit ihrer Pflicht und sie weiß sich zu helfen. Strafe: zwei Streifen Leutoplastpflaster über den sündigen Mund geklebt — human, probat, neuartig, denn das haben noch nicht einmal die Krankenhäusermönche zur Durchführung des Schweigegebotes in ihren Klöstern erdacht.

Am Tage der Präsidentenwahl war mein Hündchen „Stips“ mit Namen, sehr unruhig — er wollte durchaus wählen gehen. Natürlich Hindenburg. Denn die vornehmsten

Hunde in Westend, die alle deutschnational oder völkisch sind, hatten ihm weisgemacht, dann würde sofort die lästige Hundesperre beseitigt. Ich war skeptisch: „Glaub's nicht, Stips“, sagte ich, es wird so viel geschwindelt über die herrlichen Zeiten, die mit Hindenburg kommen sollen. Ich fürchte, im Gegenteil, wir nähern uns mit jedem Schritt nach rechts der menschlichen Hundesperre. An der Kette zerren wir alle schon mehr, oder minder — bald kommt für uns auch der Maulkorbzwang.“

Inzwischen hat Frau Brieger ihn in origineller Form eingeführt, freilich zunächst nur für Arbeiterinnen. Aber ich rate ihr zu sofortiger Patentanmeldung, denn das System reizt zur Nachahmung, erschließt unabsehbare Perspektiven!

Viel wichtiger als die Verhütung belanglosen Geplauders während der Arbeit ist es, unbequeme Beschwerdeführer, besonders Betriebsräte, unter Lippenverschluss zu nehmen. Dann kann man sich unbehindert mit ihnen unterhalten.

Auch sozialistische Agitatoren, namentlich in Wahlzeiten, dürfen uneingeschränkt reden, nachdem ihnen der Sicherheitsdienst mit amtlich gestempeltem Leutoplast ordnungsgemäß den Mund verklebt hat. Gefährliche Führer werden einfach dauernd versiegelt.

Ich möchte aber eins vor allem befürworten: unser Reichstagspräsident erhält das Verschlussrecht gegenüber Ruhestörern im hohen Hause, auf daß Löbe sie verklebe! Ich würde ihm freudig die erste Rolle Leutoplast für Amtszwecke dedizieren. Acht Zentimeter genügen in der Regel, für ganz große Schnauzen zehn bis zwölf.

„Zur Rechten sieht man wie zur Linken  
Viel rosa Klebepflaster blinken.“

Die Leutoplastindustrie wird eine neue Blüte erleben. Deutschland auch hier in der Welt voran!

(Adele Schreiber im Berliner „Vorwärts“.)

### Gas !!

Fast jeden Tag kann man in den nationalistischen Zeitungen lesen, daß das deutsche Volk früher oder später doch Revanche fordern müsse.

Wenn man von jungen Leuten so etwas hört, entlockt es ein mitleidiges Lächeln. Doch auch ältere Leute, auch sonst ernst zu nehmende Persönlichkeiten, fasseln von „Kriegsvergeltung“ oder wie sie sich sonst auszudrücken belieben. Von diesen Leuten das zu hören, erweckt bei jedem vernünftig denkenden Menschen, gleich welcher Parteirichtung, ein ernstes Kopfschütteln. Aber wie wird ein künftiger Krieg aussehen? Eine größere deutsche Tageszeitung brachte dieser Tage folgenden Bericht:

„In einem französischen Ort Annemasse explodierte infolge Hitze auf dem Bahnhof ein von der Schweiz kommender Zylinder mit flüchtigem Chlor. Sofort verbreitete sich ein grünlicher Wolfenschleier über dem Städtchen und alles versuchte, sich eilend vor den ausziehenden Chlorgasen zu retten. Die benachbarten Hotels wurden mit Hilfe von Automobilen geräumt, aber es war dennoch nicht zu verhindern, daß über 50 Personen mit zum Teil schweren Vergiftungserscheinungen in die Hospitäler von Annemasse und Genf eingeliefert werden mußten. Besonders schwer betroffen wurde eine Reihe von Kindern, die in der Nähe des Bahnhofes gespielt hatten, und eine große Zahl von Bahnbeamten. Lebensgefahr besteht einstweilen auch bei den zwölf betroffenen Personen nicht. Alle Einwohner, die unter die Einwirkung der Gaswolke gerie-

ten, klagten über äußerst schmerzhaftes Verbrennungsercheinungen in der Gurgel und in den Augen. Auch einige Amerikaner, die hier vorübergehend in Annemasse weilten, sind dem „Gasangriff“ zum Opfer gefallen.

Ein militärischer Sachverständiger der in Genf tagenden Waffenhandelskonferenz, die gerade vor einigen Tagen die Frage des Gaskrieges diskutierte hat, äußerte sich angesichts der relativ harmlosen Folgen der Explosion von Annemasse, sie verhielten sich zu dem kleinsten Gasangriff im Falle eines Krieges wie ein Nüchternen zu einem Wessenausschlag von Wespen. Das Grauen und die Folgen eines modernen Gasangriffes aber vernünftige sich kein Lebender nicht annähernd vorzustellen.

Der letzte Satz mühte mit großen blutroten Lettern jedem Kriegsfanatiker jeden Tag früh beim Erwachen entgegenleuchten, vielleicht sinkt ihr falscher Mut herab, wenn sie nur einigermaßen Vernunft besitzen. Ed. 3.

### Woher bin ich gekommen?

„Woher bin ich gekommen, wo hast du mich aufgefunden?“ fragte das Kind seine Mutter.

Sie antwortete halb weinend, halb lachend und drückte das Kind an ihre Brust:

„Du warst verborgen in meinem Herzen als eine Sehnsucht, Liebling.“

Du warst in den Puppen meiner Kinderspiele: und wenn ich aus Lehm das Bildnis meines Gottes formte jeden Morgen, dann formte und vernichtete ich dich.

In all meinem Hoffen und Lieben, in meinem Leben, in dem Leben meiner Mutter hast du gelebt.

In Schoße des unsterblichen Geistes, der über unserm Hause waltet, bist du genährt worden durch Menschenalter.

In meiner Mädchenzeit, da mein Herz seine Blumenblätter aufschloß, schwebtest du als ihr Duft darüber.

Deine zarte Sanftheit blühte in meinen jugendlichen Gliedern wie ein Wollenglühbirnen vor Sonnenanfgang.

Sümmelzervwählter Liebling, Zwilling des Morgenlichtes, du bist den Strom des irdischen Lebens heruntergekommen, und zuletzt bist du an meinem Herzen gestrandet.

Ich schaue in dein Gesicht, und Unfassbares überkommt mich. Du, der allen gehört, bist mein geworden.

Vor Angst, dich zu verlieren, halt ich dich eng an meiner Brust. Welcher Zauber hat den Schatz der Welt in diese meine Arme verstrickt.“  
Rabindranath Tagore.

### Gedanken-Splitter.

Der wahrhaft weise Mensch ist weder irgend jemandes Knecht, noch folgt er blind und gedankenlos fremdem Einfluß; er läßt sich von keinem Menschen und keiner Gemeinschaft sein Denken und Empfinden vorschreiben, nicht von der Familie, nicht von der Kirche, nicht von der Gesellschaft. Auf der anderen Seite ist er aber auch nicht eigenständig beschränkt: er sucht nicht etwas möglichst besonderes im Denken und Handeln vorzustellen, sondern er ist verständlich genug, ruhig und ruhig in Kleinigkeiten nachzugeben, um in Frieden und Einklang mit anderen zu bleiben und niemand unnützlich wehe zu tun. Irine.

Keiner kann die Welt verbessern, wenn er nicht bei der Verbesserung an sich selbst den Anfang macht.  
Gans Thoma.

### Allerlei.

**Eine Schule für Einbrecher.** In der französischen Stadt Saint-Denis hatte ein Herr Mouffet eine Schule für „Einbrecherwissenschaft“ gegründet. Mouffet hatte um sich eine zwar kleine, aber dafür ausgewählte witzbegierige Hörerschaft von sechs Personen geschaffen; zwei Hörerinnen waren ebenfalls darunter; auch in diesem Lehrsaal hatte sich die Gleichberechtigung der Geschlechter durchgesetzt, und der eigene Sohn des Herrn Mouffet widmete sich ebenfalls dem Studium. Während auf den Hochschulen in Paris gestreift wird, wurde in Saint-Denis unermüdlich gearbeitet; bei Mouffet gab es keinen Streik und keinen die Ruhestörung ermunternden Rektor; die politischen Leidenschaften blieben seiner hohen Schule, 87, Rue Montmatre, fern; aber während der Staat sich in Paris gegen den Schulstreik wendete, erzwang er ihn in Saint-Denis, indem er plötzlich Herrn Mouffet und seine Schüler ihren Studien entzog und ins Gefängnis führte. Es versteht sich von selbst, daß weder der Lehrer, noch seine Hörer sich mit der bloßen Theorie begnügten; es lag ihnen daran, das Gelernte praktisch zu erproben, ihre Wissenschaft in erwerbsfähiges Leben umzusetzen. Im Lehrplan von Mouffet war nichts vergessen; es wurden falsche Pässe ebenso angefertigt wie Nachschlüssel und Sperthaken; es wurde gezeigt, mit welchen Mitteln auch der bösartigste Widerstand einer eisernen Kasse gebrochen werden kann, die Eigenschaften von Holz und Metall wurden nachgewiesen und nutzbar gemacht, ebenso wie einzelne Vorlesungen der Beschaffung von Alibis gewidmet waren. Als Methodiker vernachlässigte Herr Mouffet auch nicht den Taschendiebstahl, obwohl er im allgemeinen den Einbruch bevorzugte; denn bei den schlechten Zeiten tragen nur wenig Leute genügend Wertgegenstände bei sich, um den Taschendiebstahl lohnend zu gestalten, während in Magazinen, Kassen und Kuffen immerhin sich mehr holen läßt. Dennoch fehlte auch nicht die Modellpuppe im Atelier Mouffets; sie stand auf seinem Kästchen und er erläuterte die besten Griffe. In sechs Monaten haben die Schüler und Schülerinnen Mouffets mehr als vierzig gesuchte Einbrüche unternommen; in ihrem Besitze fanden sich nachher noch so viele Schreibmaschinen, daß sie bis in ihr spätes Alter der Daktylographie sich hätten widmen können, und genügend Grammophone mit Schallplatten, daß Carusos süßeste Töne noch lieblich ins Greisentum der Mouffet-Schüler geklungen wären. Aber das Schicksal wollte es anders. Kunst, Wissenschaft und Fleiß reichten nicht aus, um die plummen Hindernisse von Polizei, Strafgesetzbuch und Kerker zu besiegen, die Modelle der Einbruchwerkzeuge, die Versuchskassen und die Versuchspuppe, man wird sie in der Gerichtsverhandlung erblicken, und die Chroniqueurs werden über diese Idealgestalt des Bestohlenen schöne Slosfen drucken.

**Endlich ein Heilmittel gegen Seekrankheit.** Der Direktor einer amerikanischen Filmgesellschaft überrascht die Deffentlichkeit soeben mit der Mitteilung, daß es kein besseres Mittel gibt, sich gegen die Seekrankheit zu schützen als — einer Filmvorführung beizuwohnen. Es sei deshalb angezeigt, solche Schiffe zur Reise zu wählen, die mit einer Kino-Einrichtung ausgestattet sind. Er begründet die Behauptung damit, daß die Seekrankheit in der Hauptsache dadurch herbeigeführt wird, daß sich das Gesichtsfeld des Reisenden beständig verschiebt. Da durch das Anschauen von Filmbildern diese Verschiebung beseitigt und dem Auge ein festes Ziel

geboten wird, so fällt damit angeblich der Hauptgrund für die Krankheit fort.

Die Sache ist gewiß der Ueberlegung wert — nicht zuletzt auch im Hinblick auf das Kaffeegeschäft der Kinolente.

### Heiteres.

„Was wissen die Männer von der Arbeit einer Frau?“ rief die Rednerin von der Tribüne herab. „Gibt es einen Mann, der Tag für Tag früh aufsteht, Feuer macht, Kaffee kocht, die Kinder versorgt und die Küche mit all den Töpfen und Pfannen rein hält? Gibt es einen Mann, der all diese Arbeit verrichtet?“ — Da erhob sich ein schwächliches Männchen im Zuhörerzimmer und sagte mit schüchternen Stimme: „Ich glaube, ich darf diese Ehre beanspruchen.“ („Lise“.)

**Geistreiche Antwort.** Eleonore Duse, die berühmte Schauspielerin, befand sich eines Abends in einer Gesellschaft. In der Unterhaltung berührte man auch die Frauenfrage. Einer der Gäste bemerkte trocken, daß die Frauen niemals die gleichen Rechte wie die Männer beanspruchen könnten. „Erst wurde der Mann gemacht“, begründete er seinen Ausspruch, „und vom Mann kam erst das Weib.“ „Ganz recht“, sagte Eleonore Duse. „Es ist natürlich, daß vor der Blume erst der Stengel wächst; aber das kann man doch kaum als einen Beweis der Minderwertigkeit der Blume nehmen.“

**Mißverständnis.** Der Mann fragt seine Frau, was das für Pelz an ihrem neuen Kleid sei. — „Aff.“ — „Me wird doch frage dürfte.“

### Rätsel-Ecke.

**Kreuzwort-Rätsel.**

U	o	m	o	z	r
W	l	r	z	z	o
o	n			M	L
z	l			A	A
W	A	z	z	z	z
z	z	z	z	z	z

Senkrechte Reihen: 1. Abschluß des Lebens, 2. Germanische Göttin, 3. Stein, 4. Kurde, 5. Frauengestalt des Aibelungentodes, 6. Stanton in der Schweiz, 7. Farbe, 8. Männername, 9. Wagnerechte Reihen: 1. Mythologische Bezeichnung, 2. Wagnerechte Bezeichnung, 3. Stadt in Portugal, 4. Männername, 5. Unwahrscheinlichkeit, 6. Stadt in Preußen.

**Witzige Redenklische Mischung.**  
Wer kennt das Instrument von edlem Klange, — Das Kopf und Fuß ein böses Laster trägt, — Obgleich an ihm manch großer Künstler sitzt?

**Nüchternentwicklung.**  
Wie hat das Pferd so gründlich sich verwandelt! — Drei Zeichen habe ich ihm beigelegt — Und tauschte einen Vogel dafür ein . . .

**Gefahrvoll.**  
Ausdruck des Willens zum Sein, Brücke, die Völker verbindet, — Wehe, wer Kopf dir und Hals rucklos entfernt, den ereilt strafend die Nemesis gleich!

**Guter Ratsschlag.**  
Ist man immer auf dem P., — Im Enttäuschung nicht gleich weh, — Weil man dann auf gute Art — Meistens viele K auch spart!

**Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:**  
Lehrjahre: Ohren, Nero. — Gleichklangrätsel: Grille. — Unterschiedlich: Bruder, Ruder.